

Lily Brett
Alles halb
so schlimm!

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3593

Es reicht schon eine Flugzeugentführung in einem weit entfernten Land, um Renia schreckensstarr zu machen. Sofort hängt sie sich ans Telefon und gibt ihrer leicht genervten Tochter Lola Anweisungen, wie sie sich in einem solchen Fall zu verhalten hätte. Jedenfalls nicht zugeben, daß sie Jüdin sei, denn »jeder will immer zuerst die Juden umbringen«. Was ist das letztlich für ein Glück, daß Lola keinen Juden, sondern den blonden, blauäugigen Rodney geheiratet hat! Dabei hat die Familie Lola einst nach Israel geschickt, damit sie sich ihre diversen nichtjüdischen Verehrer aus dem Kopf schlage. Aber Lola »verabscheut Israel vom ersten Augenblick an«. Schockierenderweise läßt sich Lola später von Rodney scheiden. Wieder eine mittlere Katastrophe. Und natürlich mischen sich die Mitglieder der jüdischen Gemeinde mit guten Ratschlägen in jedes Familiendrama ein. Bis Lola sich aus den Bevormundungen, Vorschriften und Ratschlägen befreit, bedarf es vieler kleiner Rebellionen.

Alles halb so schlimm! erzählt von Josl und Renia Bensky, von ihren Kindern und ihren Freunden in der jüdischen Gemeinde von Melbourne; erzählt von Zwistigkeiten und Versöhnung, vom Erinnern und Vergessen.

Lily Brett
Alles halb so schlimm!

Aus dem Englischen von
Melanie Walz

Suhrkamp

Die englische Originalausgabe erschien 1990
unter dem Titel *Things could be worse*
bei Brown Prior Anderson Pty Ltd, Burwood, Victoria
for Meanjin, and Melbourne University Press,
Carlton, Victoria 3053

Die deutschsprachige Erstausgabe erschien 2002
in der Franz Deuticke Verlagsgesellschaft m.b.H., Wien.
Die Erstveröffentlichung im Suhrkamp Verlag,
Frankfurt am Main, erfolgte 2004.



5. Auflage 2024

Erste Auflage 2004
suhrkamp taschenbuch 3593
© Lily Brett 1990

© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2009
© der deutschen Übersetzung

Deuticke in der Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien 2002

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von hißmann, heilmann, hamburg

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-45593-7

www.suhrkamp.de

Alles halb so schlimm!

Für Patricia Kenwood

Nach dem Krieg

Der Tod begann Renia Bensky erst nach dem Krieg nicht mehr loszulassen.

1945 in Deutschland hatte Renia an Selbstmord gedacht. Ihr kleiner Sohn war tot. Ihre Eltern waren tot. Ihre Großeltern waren tot. Ihre Brüder und Schwestern waren tot. Ihre Tanten und Onkel und Neffen und Nichten waren tot. Alle, zu denen sie gehört hatte, waren tot.

Ihre Freundin Basia hatte Stutthof und Auschwitz überlebt und sich vom Dach eines fünfstöckigen Gebäudes gestürzt. Aber Renia Bensky war zu müde zum Sterben.

Sie saß in einer der Baracken im Lager für Displaced Persons und nähte. Ein britischer Soldat hatte ihr ein Stück von einem alten Fallschirm gegeben. Renia nähte eine Bluse für sich und einen Rock für Rooshka, das junge Mädchen auf der Nachbarpritsche.

Rooshka schrie jede Nacht nach ihrer Mutter. Sobald Rooshka zu schreien begann, rannte Renia aus der Baracke, die Hände vor den Mund gepreßt. Sie fürchtete, ihre eigenen Schreie könnten sonst hervorbrechen.

Der Rhythmus der Nadelstiche beruhigte Renia. Der Rock nahm Form an. Manche Dinge waren noch immer vorhersehbar.

Renia wußte nicht, wo ihr Mann war. Bei der Ankunft in Auschwitz war sie von Josl getrennt worden. Später erfuhr sie, daß er in ein Arbeitslager gebracht worden war. Listen der Toten und der Lebenden wurden regelmäßig im DP-Lager angeschlagen. Jeden Tag las Renia die Listen. Doch Josls Name war noch nicht aufgetaucht. Renia wußte nicht, ob Josl am Leben war. Sie wußte nicht, ob sie selbst am Leben war.

An dem Tag, an dem Renia herausfand, daß Josl lebte, litt sie an einer hartnäckigen Erkältung. Das ganze Jahr in Auschwitz war sie nie erkältet gewesen. Niemand war dort erkältet. Es hatte Typhusepidemien gegeben, und die Gestapo hatte Krankheiten unter den Häftlingen verzeichnet, die den SS-Ärzten bisher nur aus medizinischen Handbüchern bekannt gewesen waren. Doch normale Erkältungen hatte es nicht gegeben. Jetzt lief Renia die Nase, sie war heiser und hustete krächzend.

Als sie Josl wiedersah, wagte sie ihn kaum anzusehen. Durch das, was sie gesehen und was sie eingeatmet hatte, fühlte sie sich von ihm getrennt. Sie kam sich vergiftet vor. Sie konnte fast nicht ertragen zu sein, wer sie jetzt war. Ihr neues Wissen durchdrang sie. Es durchdrang jeden einzelnen ihrer Gedanken. Manchmal überfiel es sie im Schlaf, und sie erwachte weinend. Sie wußte, daß sich das nie mehr ändern würde.

Wie sollte sie Josl umarmen können? Wie sollte sie sich von ihm umarmen lassen? Sie war nicht Renia Bensky, die Frau von Josl Bensky. Sie war jemand anders. Sie war Josl eine Fremde. Sie war sich selbst eine Fremde.

Josl sah fast genauso aus, wie er ausgesehen hatte. Er war sehr abgemagert, hatte aber das gleiche kindliche, optimisti-

sche Lächeln, das ihr immer die Tränen in die Augen getrieben hatte. Minutenlang sah er sie stumm an. Da sah Renia, wie erschöpft er aussah. Er küßte sie auf die Wange.

In Auschwitz waren die Häftlinge auf ihren Pritschen so eng aneinandergepfercht, daß man sich nur umdrehen konnte, wenn die ganze Reihe sich umdrehte. Erbrochenes und Durchfall der Häftlinge tropften oft von den oberen Pritschen auf die darunter.

Nach dem Krieg sah Renia in Deutschland, wie jüdische Mädchen mit Soldaten flirteten, und fragte sich, wie sie auf die Idee kamen, daß der Körper eines anderen Menschen einem Trost spenden könne.

Als Renia Josl küßte, weinte er. Sie wußte, daß er etwas begriffen hatte. Was, wußte sie nicht. Sie ging zu ihrer Baracke und erbrach sich. Josl saß still da und sah zu, wie sie sich erbrach.

Als sie 1948 nach Australien kam, war Renia Bensky voller Abscheu. Melbourne war so leer. Und das Essen! Der Käse schmeckte wie Wachs, das Brot war wie Watte. Die Leute von der Jüdischen Wohlfahrtsorganisation waren freundlich. Sie besorgten den Benskys ein Zimmer in Brunswick und schenkten ihnen ein Bett, vier Decken und zwei Kissen. Doch Renia fühlte sich so allein. Mehr als in Auschwitz. Mehr als im Ghetto.

Um Renia und Josl kümmerte sich Josls Cousin Max Borg, der 1933 nach Australien gekommen war. Max' Freunde, in der Mehrzahl assimilierte Juden, beäugten Josl und Renia mit Befremden. Renia hatte das Gefühl, daß Max' Frau Esther sich ihrer schämte.

Max und Esther spielten eine bescheidene Rolle im jüdischen Gesellschaftsleben von Melbourne. Renia merkte,

daß Esther auf sie herabsah. Eines der ersten Dinge, die Esther zu Renia gesagt hatte, war: »Du solltest dir ein australisches Kleid kaufen. Das nennt man hier ein Strandkleid. Damit siehst du australischer aus. Wir Juden werden allmählich akzeptiert, und du solltest uns nicht in Schwierigkeiten bringen. Letzte Woche war der Manager der Bank hier, in unserem Haus, zum Kaffeetrinken. Kaffee und ein Stück Kuchen, und er hat gesehen, daß wir ganz normal sind, so wie jedermann. Es ist wichtig, daß man normal ist.«

Josl versuchte Max zu erzählen, was Max' Nichte in Polen widerfahren war, aber Max hielt ihn davon ab. »Ich weiß, Josl, es war eine schreckliche Zeit für sie. Weißt du, Josl, für uns hier in Melbourne war es im Krieg auch nicht so leicht. Hering war überhaupt nicht zu bekommen. Es war nicht so leicht.«

Renia versuchte einmal, mit Frieda zu sprechen. Frieda war die netteste von Esthers Freundinnen. Frieda hatte Renia gezeigt, wie man gefilte Fisch macht, und sie sprach immer mit liebevoller Stimme zu Renia. »Frieda, weißt du, daß ich in Polen schreckliche Dinge mit angesehen habe«, sagte Renia eines Tages. »Im Konzentrationslager wollte ich am Leben bleiben, damit ich jemandem erzählen kann, was ich gesehen habe.« Frieda unterbrach sie. »Renia, Liebchen, das ist jetzt vorbei. Du bist hier in Australien und in Sicherheit. Vergiß am besten all diese Dinge. Es ist besser, wenn du dich nicht mehr damit quälst.«

Esthers Tochter, die zwölfjährige Rivka, fragte Josl einmal, warum er so große Löcher im Rücken habe. Renia und Josl waren mit der Familie Borg in St. Kilda am Strand. Josl begann zu antworten. »Es war ...«, setzte er an. Esther packte Rivka so heftig am Arm, daß das Mädchen zu weinen begann. Esther zerrte Rivka fort. Bruchstücke dessen,

was Esther zu Rivka sagte, hallten über die Teebäume herüber. »Er kann einen Herzanfall bekommen, wenn du über solche Sachen sprichst. Wie kannst du nur so etwas tun!« Rivka kam mit gerötetem Gesicht und verheulten Augen zurück.

Nach einem Monat in Australien wollte Renia wieder weg. Aber sie konnte nirgends hingehen. Sie wußte noch, wie sie Josl angebettelt hatte, sie aus Deutschland wegzubringen. Von dem Augenblick an, in dem Josl und Renia wiedervereinigt waren, hatte Renia nur den einen Wunsch gehabt, Europa zu verlassen. Deutschland haßte sie. Jeder Deutsche klang wie ein Kommandant. Josl schenkte ihr zum dreiundzwanzigsten Geburtstag zehn amerikanische Dollar. Mit ihrem Geburtstagsgeld kaufte Renia vier zusätzliche Türschlösser für das Zimmer, das sie in Bayreuth bewohnten. Als Renia merkte, daß sie schwanger war, kaufte sie noch zwei Schlösser.

Eines Vormittags war Renia allein in dem Zimmer. Sie säumte gerade ein rechteckiges Stück Wollstoff als Decke für das Baby, das in einem Monat erwartet wurde. Um Viertel nach zehn klopfte es leise an die Tür. Renia ging lautlos zum Schrank neben dem Bett. Sie stieg hinein und schloß die Schranktür hinter sich. Als Josl um halb sieben nach Hause kam, kauerte Renia noch immer auf dem Schrankboden.

Josl wäre gern in Deutschland geblieben, wenigstens eine Zeitlang. Er machte Geschäfte auf dem Schwarzmarkt und verdiente dabei etwas Geld. Mit seinem ersten Geld kaufte er Renia eine schwarze Lederjacke. Als er Renia in ihrer neuen Jacke sah, erfüllte ihn unbändiger Stolz. Es war ein Augenblick ungetrübter Freude. Josl dachte, ein größeres

Glück als das, das er empfand, wenn er Renia in ihrer Lederjacke ansah, sei kaum mehr möglich.

Die Rationen, die Josl und Renia in Deutschland bekamen, retteten sie vor dem Hungertod, doch nicht vor dem Hungern. Josl begann sich nach Möglichkeiten umzusehen, mehr Geld zu verdienen.

Er fühlte sich lebendig. Er war nicht mehr müde. Er hatte eine schöne Frau, und ein Kind war unterwegs. Er hatte etwas, wofür es sich zu leben lohnte. Gott hatte ihm eine zweite Chance gegeben. Nichts konnte ihn jetzt mehr aufhalten.

Josl entdeckte eine zusätzliche Nahrungsquelle im Stützpunkt der US-Armee. Josl wartete vor der Messe. Wenn die Soldaten gegessen hatten, leerten sie ihre Teller in einen großen Abfalleimer. Josl holte die besten Abfallstücke aus dem Eimer. Er holte Kartoffeln heraus, Karotten, Würstchen. Manchmal hatte er das Glück, Eier zu finden. Das Essen war sehr schmackhaft. Er nahm es mit nach Hause, schnitt die angebissenen Ränder ab und richtete das Essen appetitlich auf Tellern an. Josl erzählte Renia nie, woher dieser Luxus stammte.

Josl baute seine Geschäftsbeziehungen zu den US-Soldaten aus. Er kaufte jetzt Zigaretten von den Soldaten. Die Zigaretten verkaufte er mit beträchtlichem Profit weiter. Mit dem Profit kaufte Josl mehr Zigaretten und später Tee und Kaffee und Schokolade.

Er beschloß, noch weiter zu expandieren. Er versteckte sich auf einem Güterzug nach Pilsen in der Tschechoslowakei. Dort kaufte er ein. Den Großteil seines Geldes investierte er in kleine elektrische Kochplatten.

Die Kochplatten verkaufte Josl an Amerikaner, die mit

Zigaretten zahlten. Die Zigaretten verkaufte Josl an Deutsche, die mit Reichsmark zahlten. Die Reichsmark verkaufte Josl an Amerikaner, die mit US-Dollar zahlten.

Josl kaufte sich einen Opel Kadett. Er war schwarz, gedrungen und glänzte. Josl hatte seit sechs Jahren keinen Wagen gefahren. Ihm war, als müsse er vor Stolz platzen, als er Renia zum ersten Mal in Bayreuth mit dem Wagen spazierenfuhr.

Für das Baby Lola kaufte Josl einen kleinen weißen Pelzmantel. Dieser Mantel würde sie im kältesten Winter warmhalten. Und für Renia kaufte er einen kleinen Diamanten. Einen neuen Verlobungsring. Eine neue Verabredung mit der Zukunft.

Eines Tages wurde Josl von einem amerikanischen Militärpolizisten angehalten. Die Militärpolizisten, das sagte Josl immer zu Renia, waren Gangster, keine normalen Menschen. »Mußt sie nur ansehen, dann weißt du, daß sie sind nicht normal«, sagte er. »Welcher normale Mensch will sein ein Militärpolizist? Sie sind alle so groß und dick. Große Gangster. Große Kriminelle. Sonst nichts.«

Der Militärpolizist bezichtigte Josl, die erlaubte Geschwindigkeit überschritten zu haben. Der Kadett fuhr nicht schneller als sechzig Stundenkilometer, doch Josl widersprach nicht. Er fragte sich, was er diesem Riesen wohl zahlen mußte, um nicht belangt zu werden, als der MP ihn auszusteigen aufforderte.

Josl wußte, daß er keine Chance hatte. Es dauerte zwei Minuten, bis der MP die eineinhalb Kilo Butter entdeckt hatte, die Josl in einer Kiste mit Altpapier versteckt hatte. Vor Freude grinsend, sagte der MP: »Ich bin heute besonders nachsichtig aufgelegt. Wenn Sie diese Butter vor meinen Augen aufessen, können Sie als freier Mann nach Hause

gehen. Dann werde ich Sie nicht als Schwarzhändler anzeigen.« Josl aß die Butter. Danach war ihm eine ganze Woche lang übel.

Jeden Tag fragte Renia Josl, wann sie Deutschland verlassen konnten. Sie flehte ihn an, keine Geschäfte auf dem schwarzen Markt zu machen. Jedesmal wenn Josl in die Tschechoslowakei fuhr, machte Renia sich darauf gefaßt, die Nachricht von seinem Tod zu erhalten.

Zuletzt konnte Josl es nicht länger ertragen, Renia in Deutschland zu halten. Sie packten ihre Habseligkeiten. Josl hinterließ seinem alten Freund Moishe Mittelman seine Geschäftstips, und Renia, Josl und Lola machten sich auf nach Australien.

Moishe Mittelman blieb noch drei Jahre lang in Bayreuth. Im Jahr 1951 wanderte er nach Amerika aus. Er kam mit 50.000 Dollar in New York an.

Renia Bensky gewöhnte sich schnell an Australien. Das grelle Licht machte ihr nicht mehr zu schaffen. Sie besaß Strandkleider und Sonnenbrillen. Im Sommer 1948 kaufte sie ein Paar Schwimmhilfen.

Renias Nachbarin Mrs. Brown brachte ihr bei, Apfelkuchen zu backen, und bald waren Renias Apfelkuchen die Krönung so manches sonntäglichen Kartenabends.

Renia wurde zur australischen Patriotin. Sie sumnte »God Save the King« und wollte von Kritik am Land oder seinen Bewohnern nichts hören.

Renia begann sich glücklich zu fühlen. Zur gleichen Zeit drängte sich eine neue Empfindung in ihr Bewußtsein. Sie hatte den Eindruck, daß sie sterben würde.

Nachts im Bett spürte Renia leise Schmerzen in der Brust. Sie suchte Dr. Johnson auf. Er untersuchte sie und

schickte sie für eingehendere Untersuchungen in die Frauenklinik. »Es ist alles in Ordnung«, erklärte er Renia. »Ich glaube, Mrs. Bensky, daß es mit Ihren Nerven zu tun hat. Warum ruhen Sie sich nicht ein bißchen aus? Haben Sie einen Hund? Ich finde, man kann gut abschalten, wenn man mit dem Hund spazierengeht. Warum besorgen Sie sich nicht einen Hund?«

Dann bekam Renia ihre Periode nicht mehr regelmäßig. In Auschwitz war Renia dankbar dafür gewesen, daß sie keine Periode mehr gehabt hatte. Ihre erste und letzte Periode im Lager hatte ihr blutverschmierte Beine und Füße eingebracht. Jetzt war Renia davon überzeugt, daß die Unregelmäßigkeit Symptom einer tödlichen Krankheit sei. Dr. Horowitz war nett zu ihr. »Mrs. Bensky«, sagte er, »normalerweise machen wir uns nur Sorgen, wenn Frauen zuviel bluten. Unregelmäßige und leichte Monatsblutungen sind kein Grund zur Unruhe.« Renias nächste Periode war so langanhaltend und schmerzhaft, daß es sie an ihre Jugend erinnerte.

Renia begann eigene Diagnosen zu stellen und sich Mittel zu verschreiben. Ihr Schrank im Badezimmer enthielt Antibiotika, Antihistamine, Abführmittel, Beruhigungsmittel und Schlafmittel. Freundinnen belehrte sie über den Unterschied zwischen Viren- und bakteriellen Infektionen, und bisweilen versorgte sie sie mit Arzneimitteln.

»Ich lebe nicht mehr lange. Du wirst mich nicht mehr lange sehen«, sagte Renia regelmäßig zu Lola. Manchmal schrie sie Lola an: »Du bringst mich noch um! Hitler hat es nicht geschafft, aber du willst es schaffen. An meinem Grab wird es dir leid tun.«

Renia besuchte eine Menge Beerdigungen. Sie besuchte Beerdigungen von Leuten, die sie kaum gekannt hatte. Sie

nahm am Minjan teil. Sie kümmerte sich um Leidtragende. Doch das war nicht genug. Renia hatte nicht das Gefühl, ihre Toten beerdigt zu haben.

Tagsüber war Renia nicht allein. Sie trug die Schreie der Waisenkinder im Ghetto und der wahnsinnigen Mütter und der hilflosen Väter mit sich. Abends, wenn sie ins Bett ging, kamen alle Toten zu Besuch. Die Toten waren alle nicht beerdigt. Sie waren alle in der Vorhölle. Oft schrie Renia im Schlaf. Ihre Schreie waren die Schreie sterbender Juden. Die Schreie hatten die Körper der Toten verlassen und sich in Renia Bensky eingenistet.

Mittags aßen die Näherinnen der Werkstatt Renee of Rome in der Personalküche. Sie teilten Tee, Sandwiches, Traurigkeit und Glück miteinander. Renia mochte die Frauen. Alle Nähmaschinen waren in einer Ecke der Werkstatt zusammengestellt, und inmitten dieser Menge von Maschinen fühlte Renia sich wohlbehütet. Doch mittags stand Renia mitten im Flur, in dem dunklen Gang im vierten Stock in der Flinders Lane in Melbourne und sprach mit ihrer Mutter.

»Wo bist du, Mama? Bist du hier in der Luft in Australien? Oder bist du in Polen geblieben? Mama, ich habe Angst, daß ich mich eines Tages nicht mehr an dein Gesicht erinnern kann. Mama, ich habe keine Fotos. Keine Fotos von dir und Papa. Keine Fotos von Schimek und Abramek, Jakob und Felek. Keine Fotos von Blume oder Fela oder Marilla. Ich wollte mit dir gehen, Mama, aber man hat mich auf den Kopf geschlagen und in die andere Reihe geschubst. Die Überlebensreihe, Mama. Ich weiß nicht, ob du es gesehen hast, Mama, ich weiß nicht, ob du weißt, daß ich dich nicht verlassen wollte. O Mama, ich bin so einsam!«

Manchmal beklagten sich einige der jüngeren Mädchen von Renee of Rome über ihre Mütter. Die Mutter der einen hatte kein Verständnis, die der anderen war ungerecht. Renia hielt sich die Ohren zu und dachte darüber nach, was sie zum Abendessen kochen wollte.

Renia sagte oft zu Lola: »Du weißt gar nicht, wie glücklich du dich schätzen kannst, daß du Eltern hast.« Lola wußte es tatsächlich nicht.

Nach einigen Jahren in Australien besaß Josl sein eigenes kleines Kleidergeschäft. Und Josl und Renia hatten eine zweite Tochter, Lina. Lina kam mit einem kürzeren Bein auf die Welt. Renia fühlte sich dafür verantwortlich. Sie dachte, es könne daran liegen, daß sie während der Schwangerschaft achtzehn Stunden täglich über eine Nähmaschine gebeugt gesessen hatte. Sie verzehrte sich vor Schuldgefühlen. Sie hörte zu arbeiten auf und blieb zu Hause bei Lina. Zu Hause wusch Renia die Wäsche und kochte und putzte und kümmerte sich um Lina.

Sie hatte einen herrlichen Garten. Einen Garten mit Rosenbüschen und Apfelbäumen und Zitronenbäumen. Renia liebte ihren Garten. Jeden Tag ging Renia frühmorgens nach draußen und fütterte die Vögel im Garten. In Auschwitz hatte es keine Vögel gegeben und im Ghetto auch nicht. Sechs Jahre lang hatte Renia keinen Vogel gesehen. Jetzt warteten jeden Morgen an die hundert Vögel auf sie. Möwen, Spatzen, Stare, Bachstelzen und bisweilen Tauben.

Nie ging Renia mit ihren Freundinnen einkaufen. Nie ging sie zu Wohltätigkeitsessen oder Modenschauen. Sie spielte weder Karten noch Bridge. Sie gehörte keinem Klub an. Renia legte sich in die Sonne.

An sonnigen Tagen erledigte Renia ihre Hausarbeit schnell-